

Ein erster August

Autor(en): **Gos, Charles**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **17 (1913-1914)**

Heft 11

PDF erstellt am: **27.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662817>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Ein erster August.

Von Charles Gos.

Das Gefechtschießen war zu Ende. Die Rohre waren noch heiß. Wenn man mit der Hand über den glühenden Stahl fuhr, glaubte man, in den Kanonen ein elementares tierisches Dasein zu spüren.

Rings um uns nichts als ungeheure schweigende Gletscher und Felsen, die eben noch unter dem Krachen unserer Schüsse gezittert hatten. Nun aber breitete sich eine tiefe Stille aus, die weit eindrucksvoller wirkte, als unsere Artilleriefalben.

Der Himmel klärte sich langsam. Breite Schatten glitten über die Schneefelder, und da oben, ein Spiel der Winde, irrten weiße Wolken ziellos umher. Das Wetter war unsicher. Mit dem nahen Abend senkte sich die Dämmerung hernieder. Zwanzig Schritte hinter den Geschützen ruhten die Kanoniere. Während der Kritik der Offiziere war die Erlaubnis zum Essen und Trinken gegeben worden.

Wir waren völlig erschöpft. Die warme Sonne, die auf den Bergen brütete, trocknete unsere nassen Kleider und durchschauerte angenehm unsern Leib. Der rieselnde Regen, der seit der Morgendämmerung auf uns niedergefallen war, hatte soeben aufgehört. Das Schießen war bei eiskaltem Nebel abgehalten worden. Von Zeit zu Zeit gestattete ein Riß, die Ziele, ein Stück Gletscher, eine Moräne zu sehen; dann krachte das Schnellfeuer auf Tod und Leben.

Das wärmte uns ein bißchen; gleich darauf hieß es wieder, beim Geschütz warten und knien bei Regen, Wind, Nebel und Kälte, dazu das Verbot, die Hände in die Taschen zu stecken. Brrrr!

Wenn ich nur dran denke, sehe ich mich schauernd vor Kälte in meinen dünnen Arbeitskleidern mit erstarrten Händen am Schrapnel herumfingern, das ich einstellen sollte. (Es ist sehr wohl möglich, daß ein oder zwei Schüsse viel zu hoch oder viel zu tief tempiert waren. Wenn das Schießprotokoll in den Artilleriebureaux zu Bern noch existiert — woran ich zweifle — ließe

sich die Sache leicht feststellen. Jedenfalls bin ich der Fehlbare, denn Médiquaz, Bruchay und Carau, die bei den andern Geschützen tempierten, waren weit besser „auf der Höhe“ als ich.)

Ach, wie ist der Kanonierdienst mühsam bei der Gebirgsartillerie! Doch gibt es auch schöne Momente. Und dann — die Erinnerung ist wie der Weizen, den man siebt. Das Schöne bleibt und das Üble fliegt mit dem Staube davon.

*

Gleichwohl — für einen ersten August war es ein harter Tag gewesen. Alarm bei Nacht. Entsetzlich steinige Wege. Ein aufgeweichtes Gelände, in welchem die Maultiere umfielen wie die Fliegen. Der Gaul des Pferdewarztes stürzte über eine Felswand zu Tode, und schließlich mußten die Geschütze auseinandergenommen und auf dem Rücken der Leute getragen werden, um in Stellung zu kommen. Ja dieser erste August! Eigentümliche Gerüchte liefen um. Patriotische Ansprache des Hauptmanns, sagten die einen. Den Nachmittag frei, die andern. Großes Feuer im Geschützpark mit Gesang und Freiabend bis zehn Uhr, hoffte die Mehrzahl. Welche Enttäuschung!

So war dieser erste August ein Tag wie ein anderer auch — noch dazu ein viel beschwerlicherer als die andern Tage. Ehrlich — es war eine bittere Enttäuschung! Nicht einmal das althergebrachte Feuer!

Wir saßen im nassen Gras und machten aus unserer üblen Laune kein Hehl.

„Das kann einem den Dienst verleiden!“ wütete ein Kanonier.

„Aha, da kommen sie!“ sagte ein anderer. „Die Kritik ist zu Ende.“

Wirklich nahmen die Offiziere vor dem Major Stellung an und grüßten. Der Hauptmann näherte sich dem Adjutant-Unteroffizier, sagte ihm ein paar Worte und eilte seinen Kameraden nach, die schon in hellen Säen den Abhang hinuntertrabten. Als die Offiziere fort waren, befanden wir uns — die Kanoniere — mit dem Adjutant-Unteroffizier allein. Diese Sorte höherer Unteroffiziere verschwindet langsam aus der Armee. Die Artillerie, die eine gewisse Anzahl von ihnen als Instruktoren besaß, hat nun diesen Grad abgeschafft.

Unser Adjutant war aber der Typus des Kriegers, wie man sich ihn vorzustellen pflegt. Ein schöner kräftiger Mann mit eroberungslustigem Schnurrbart, die Mütze stets schief auf dem Ohr; kurz angebunden, war er mit seinem scharfen Mundwerk für uns so etwas wie der schwarze Mann, vor dem wir eine so heilige Scheu hatten, wie die Spazken vor der Bogelscheuche. Wenn wir doch nur früher schon die Güte gekannt hätten, die in seinem Herzen schlummerte.

Im Befehlsston rief der Adjutant:

„Unteroffiziere!“

Im Sprung standen die Korporale vor ihm und kehrten eine Sekunde darauf zurück.

„Auf! auf!“ schrien sie.

Wir hatten im Augenblick unsere Gegenstände zusammengepackt, den Brotsack geschlossen und waren angetreten.

Der Adjutant kommandierte:

„Batterie, Achtung — steht!“ Mit raschem Blick prüfte er die Front.

„Batterie — ruhn!“

Dann schneuzte er sich umständlich, hustete und spuckte aus, und hielt uns mit einer von innerer Bewegung zitternden Stimme eine Ansprache, von der jedes Wort in meinem Herzen zurückblieb:

„Kinder!“ fing er an, „Ihr habt eben eine große Enttäuschung durchgemacht. Heute, am ersten August, feiert das Vaterland. Ihr habt auf eine Menge hübscher Dinge gehofft, und nichts erfüllte sich. Nicht nur war dieser Tag kein Ruhetag für Euch, sondern man hat von Euch eine hervorragende Leistung verlangt und — das will ich gleich beifügen — der Tag ist noch nicht zu Ende. Wir sind da hinaufgestiegen — das ist schön und gut — aber wir müssen wieder da hinunter. Der Abstieg von Hand und bei Nacht, der jetzt noch folgt, wird Euch jedoch in Eurer Schule hoch angerechnet werden. Das ist ein erster August, den Ihr nicht vergessen werdet, denke ich. Enttäuschungen trifft man bei jedem Schritt im Leben. Doch muß man sie zu überwinden wissen, so wie Ihr heute morgen die Marschhindernisse tapfer überwunden habt. Dann geht man aufrecht seinen Weg. In dieser Stunde, in der ich zu Euch rede, Kinder, feiern alle unsre Eidgenossen fröhlich das vaterländische Fest, man richtet die Freudenfeuer auf, man belustigt sich, man trinkt und tanzt, man singt und schreit: Es lebe die Schweiz! Vielleicht sogar — und ich glaube es — haben Eure Truppenkameraden unten in der Ebene frei.“

Und wir? werdet Ihr sagen, und wir, die wir hier dreitausend Meter hoch, umgeben von Schnee und Geröll, verloren scheinen? Niemand weiß, wo wir sind! Niemand ahnt, daß an diesem für jeden echten Schweizer heiligen Tage eine Handvoll Artilleristen zu einer Stunde, wo der Abend in die Täler sinkt, noch in ihrer Stellung, in Batterie steht! Dahin wollte ich Euch führen. Wir, Kinder, wir? So seht doch Eure von der Arbeit schmutzigen, vom Pulver geschwärzten Hände an! Befühlt Eure von den Anstrengungen zerschlagenen Schultern, betrachtet Eure braunroten Gesichter und spürt, wie Euch die Haut brennt, und dann sagt mir, ob Eure nassen und beschmutzten Uniformen nicht von einem vollbrachten Werke reden? Wir, Kinder, wir und unsre Kanonen haben stolz an diesem nationalen Festtag für unser Land gearbeitet. Das ist unsre Art, dem Vaterland zu zeigen, daß

wir da sind — das ist unsre ganz eigene Art, den ersten August zu feiern, und es ist die schönste von allen.

Wer weiß davon? Niemand. Das tut nichts. Ist es nötig, daß man es von den Dächern schreit, wenn wir das Rechte tun? Nein wahrhaftig nicht! Arbeitet in der Stille, tut Eure Pflicht, aufrecht und ehrlich, so, daß Euch nie ein Vorwurf trifft. Der Militärdienst ist eine wichtigere und höhere Sache als Ihr denkt. Über der mechanischen, der automatischen Arbeit, die Eure Führer von Euch verlangen, steht ein Gedanke. Zu diesem Gedanken hebt Euch empor, denn ihm allein dient Ihr! Dieser Gedanke ist das Vaterland.

Wenn Ihr nach Hause kommt, wird man Euch befragen, wie Ihr den 1. August in der Armee gefeiert habt. Antwortet stolz, daß dieser Tag der schwerste Tag Eurer Rekrutenschule war! Heute aber seid Ihr der Seele des Vaterlandes näher gerückt als alle, die bankettieren und Trinksprüche auf die Schweiz ausbringen. Seid stolz, Gebirgsartilleristen zu sein, und vergesst niemals, niemals diesen ersten August! Ihr werdet Euer Leben lang keinen schönern mehr haben.“

*

Der Adjutant brach ab, wie überrascht von seiner Redseligkeit — als ob ihm die Gedanken ausgingen. Wir hatten seine unerwartete Rede zuerst mit ironischem Interesse, dann mit großer Verwunderung, und endlich mit innerer Bewegung angehört. Im Grunde seines Selbst hatte er die einfachen Worte gefunden, deren unser junges Soldatenherz bedurfte. Das trübsinnige Gedenken an den beschwerlichen Tag verschwand und ein neues Glück schwellte unsere von Begeisterung gehobene Brust. Wir hätten dem alten Soldaten unsre Freude entgegenschreien, ihm unsre Hände entgegenstrecken mögen, die er eben gerühmt hatte. Als wir ihn so sahen, da dachten wir nicht mehr an den brutalen Unteroffizier der Werkstage — er war wie ein anderer Mensch. Der wirkliche, der wahre Mensch — der innere Mensch — den wir stets im tiefsten Herzen verborgen tragen — der hatte sich in dieser kurzen und seltenen Spanne Zeit enthüllt.

„Noch ein Wort, Kinder!“ fuhr der Adjutant fort und meisterte die Erschütterung in seiner Stimme, „noch ein Wort! Es ist ein Bekenntnis! Ich habe eine wilde Jugend durchgemacht. Ich habe viel gelitten — ich war Legionär! Ja — während zehn Jahren, in denen ich als einfacher Soldat in der Legion diente, marschierte ich in ihren Reihen, doch nie vergaß ich, daß ich Schweizer war, weder in Afrika, noch in Tongking, weder in der Wüste noch im Dschungel und dieses — dieses Bekenntn“

Sein Stimme ersticke. Doch er faßte sich und fand seine knappe militärische Befehlsweise wieder. Mit Stentorstimme kommandierte er:

„Batterie — Achtung — steht! Säbel — raus!“

Sechzig Klingen flimmerten in der Luft, grüßten und setzten sich funkelnd und unbeweglich neben den Schultern fest — Achtung!

Indessen hatte der Adjutant aus der Tasche seines Rockes einen roten Fächer gezogen, der einem Halstuche gleich. Er entrollte den Fächer und breitete ihn aus; das weiße Kreuz erschien! Wir begriffen, und überwältigt von der Begeisterung unseres Führers, übernommen von der plötzlichen Erscheinung der Schweizerfahne, begann unser Herz heftig zu klopfen und unsere Finger umklammerten fester den schweren kupfernen Griff des Säbels. (Die Artillerie, wie alle Spezialwaffen, besitzt keine Fahne, was die Stimmung, in der wir uns befanden, erklärlich macht.)

Nachdem er die Fahne an der Spitze seines Säbels befestigt hatte, hielt er ihn hoch in Grußstellung empor und schloß mit fibrierender Stimme sein Bekenntnis:

„Kameraden — grüßt unsre Schweizerfahne! Diese hier ist klein und zerrissen, aber sie ist darum nicht weniger das Symbol des Vaterlandes. Dies ist mein Bekenntnis: zehn Jahre trug ich in der Fremdenlegion diese Fahne mit mir, auf meiner linken Brust! Mit mir zusammen kämpfte sie und nie wich sie zurück. Sie flatterte auf den chinesischen Gewässern; die Sonne Afrikas sah sie in der Wüste sich entfalten. Und nun — Kameraden! Sie ist es, die mich in die Heimat zurückführte, sie ist es, die mich dem Vaterlande zurückgab. Und wenn Ihr später eines Tages die Not des Verstoßenen oder des Vaterlandslosen kennen lernt — vergeßt nie die Fahne mit dem weißen Kreuz im roten Feld!

Heute, am ersten August, wollte ich unsern vaterländischen Festtag mit Euch feiern. Ihr seid Rekruten und Ihr wart unzufrieden, Euch so allein auf den Bergen, ohne Belustigung, ohne Zerstreung zu finden, während die andern sich freuen. Ich hatte Mitleid mit Euch, und ich fühlte meine Fahne auf dem Herzen brennen. Ich sagte mir: Du mußt sie ihnen zeigen! Da ist sie, Kameraden, schaut sie an und grüßt unsre Schweizerfahne!“

Es war ein eigenartiger und heroischer Anblick, dieser alte Schweizerfeldat, der, die Hand erhoben so feierlich wie unsre Väter auf dem Rütli, ganz oben an der Spitze des Säbels eine kleine Schweizerfahne schwenkte; dazu als Hintergrund vier Gebirgsgeschütze in Batterie und die Alpen; vor ihm in Linie und in Achtungstellung mit gezogenem Säbel die Abteilung Kanoniere.

Rot flatterte über den weißen Gletschern die Fahne im Abendwind. Einige Male hielt sie freischwebend still, und das weiße Kreuz, weiß wie Schnee, stand unbeweglich über uns in herrlicher Reinheit.

*

Aus: *Unter der Fahne*. Bilder aus dem Leben unserer Gebirgsartillerie, von Charles Gos. (Deutsch von Walter Sandoz.) Bern, Verlag von A. Franke, 1914. Preis Fr. 3.50.

Das sind 14 Skizzen von solch köstlicher Frische und Unmittelbarkeit, daß man den Eindruck bekommt, sie seien alle bis aufs letzte Titelchen erlebt, was auch der Fall sein mag. Nicht nur unsere kriegerische Jungmannschaft, sondern jeder wadere Schweizer, der das Herz auf dem rechten Fleck hat, wird sie mit größter Freude lesen. Der Schneid, die stramme Disziplin, welche die neue Generation vor der ältern auszeichnet, kommt überall zum Vorschein und beeinflusst in ganz natürlicher Weise auch den Stil, der im ganzen knapp und treffend, doch von großer Anschaulichkeit erfüllt ist. In der Mitte steht eine harmlose, aber drollige Rekruten-Liebesgeschichte von größerem Umfang.

Als Probe geben wir: Ein erster August. Sie mag manchen Leser veranlassen, sich dieses von echt schweizerischem Soldatengeist und wahrer Vaterlandsliebe erfüllte Buch anzuschaffen.

Jungfrau.

Der Abendhimmel voller Prangen
Streut Purpur auf die Gletscher hin,
Und Feuerglut glänzt auf den Wangen
Der stolzen Alpenkönigin.

Das Schönste schien mir dies auf Erden,
Der Wunder herrlichstes zu sein . . .
Von Gottes Wirken, neuem Werden
Sprach der verklärte Firneschein!

Da fand ich eine Menschenblüte
Und sah im blauen Augenpaar
Den Adel und die Engelsgüte,
Des Bergsees Tiefe rein und klar!

Jetzt kenn' ich erst der Schöpfung Krone —
Die Jungfrau nicht im Purpurkleid,
Die ist's, die näher Gottes Throne,
Die tiefbeseelte Herrlichkeit!

Otto Hottiger, Bern.

Das Ailtal und seine Bewohner.

Von A. W. Bode, Forschungsreisender.

(Nachdruck verboten).

(Fortsetzung.)

In der Nähe von Assuan, schon in der libyschen Wüste gelegen, befindet sich die Ruine des früheren Koptenklosters Umbe Hedra. In früheren Zeiten von großer Bedeutung, verfiel es später und heute wird in dem halb verwüsteten Heiligtum von koptischen Geistlichen nur selten eine heilige Handlung durchgeführt. Einmal — während meiner ersten Anwesenheit in Assuan — sollte in dem ehemaligen Kloster eine Taufe abgehalten werden und so begab ich mich lange vor der festgesetzten Zeit zur alten Ruine. Bald wurde die Stille durch den Lärm einer Menschenchar unterbrochen, welche Schafe und Hühner mitschleppte. Dann kamen auch die Priester, die mir mit ihrer schmutzigen Kleidung durchaus nicht imponierten. Zuerst wurde die koptische Messe gefeiert, während welcher es sehr laut zuing. Die Andächtigen unterhielten sich sehr lebhaft und die singenden Diakone benützten die Sangespausen, um eine regelrechte Kauferei zu beginnen. Der Täufling war ein kleines Bürschlein von anderthalb bis zwei Jahren. Vor dem Evangelium wurde er nach koptischem Ritus durch Untertauchen in ein großes, mit Wasser gefülltes Tongefäß getauft. Als er wieder angekleidet war, band ihm der zelebrierende Priester eine seidene Schnur um den Hals. Ich glaubte zuerst, dies wäre eine Zeremonie, um auszudrücken, daß der junge Christ an die Kirche gefesselt sei. Wie ich aber dann erfuhr, hatte der Priester erklärt, daß die Taufe ungültig sei, wenn der Täufling vor Schluß der Messe entfernt oder die Schnur von einem Laien gelöst würde. Gleich sah ich den Pferdefuß,